„Im Grunde bin ich ein streitbarer Typ"

Interview mit Prof. Dr. Albert Keller S. J.

Prof. Dr. phil. Albert Keller S. J. wurde 1932 im damaligen Nieder-Roden in der Nähe Frankfurts geboren. In Offenbach besuchte er das Realgymnasium und trat 1952 nach dem Abitur in den Orden ein. Das Ordensstudium absolvierte er zunächst in Feldkirch und später in Pullach bei München. Nach dem sechsjährigen mit dem Lizenziat abgeschlossenen Philosophiestudium, promovierte er 1962 bei Helmut Kuhn an der Universität München und war zur gleichen Zeit in Pullach als Tutor tätig. Danach folgte ein vierjähriges Theologiestudium in Rom, das er ebenfalls mit dem Lizenziat beendete. Die Priesterweihe erfolgte noch während des Theologiestudiums. 1967 nahm er die Tätigkeit als Dozent und ab 1969 bereits als ordentlicher Professor für Erkenntniskritik in Pullach auf. Dieses Fach wurde von Pater Keller aufgespalten in Erkenntnistheorie und die damals noch nicht im Fächerkanon enthaltene Sprachphilosophie. Seine sechsjährige Funktion als Dekan und zur Zeit der Umsiedelung der Hochschule nach München als Rektor empfand Pater Keller für seine wissenschaftliche Laufbahn eher einschränkend. Nach dem Rektoriat war er noch ein Jahr als Leiter des von ihm ins Leben gerufenen Instituts für Kommunikation und Medien tätig. Nach der Übernahme der Erkenntnistheorie durch Pater Schöndorf war er nur auf die Sprachphilosophie festgelegt, bis er im Jahr 2000 emeritiert wurde. Wegen des plötzlichen Todes seines Nachfolgers Richard Schniertshauer S. J. hat er auch dieses Wintersemester die Vorlesung wieder übernommen.

!? Was war Ihre erste Begegnung mit der Philosophie und wie sind Sie zu den Jesuiten gekommen?

[Pater Keller zündet sich seine Zigarre an.] Das ist beides aus derselben Situation zu erklären. Meine schulische Erstausbildung war deutlich nationalsozialistisch geprägt, während mein Elternhaus katholisch war und daher antinationalsozialistisch eingestellt. Bereits als Zehnjähriger war ich mit der Fragestellung konfrontiert, wer nun Recht hat. Nach 1945, zur Zeit des Abiturs, ging für mich die Konfrontation in modifizierter Form weiter. Ich war damals im Abiturjahrgang Vertreter einer katholischen Minderheit. Es gab dann das Angebot eines Biologielehrers, einen Freiwilligenkurs in Philosophie zu belegen, wo unter anderem Kant diskutiert wurde. Da ich mit der Argumentation dort Schwierigkeiten hatte, habe ich mich erkundigt, wo ich mich besser informieren könnte. Etwas tollkühn bin ich dann als Sechzehnjähriger an die drei Kilometer entfernte Pforte der jesuitischen Hochschule von Sankt Georgen getreten und wollte einen Philosophieprofessor sprechen. Diese Begegnung war eher enttäuschend, denn als ich meine Probleme, vor allem die Einwände Kants vorgelegt hatte, sagte dieser: „Kant? Der ist doch lange überholt." [lacht] Das war zwar vielleicht ein Trost, aber keine Hilfe.

Das Interesse, philosophisch-weltanschauliche Klärung zu gewinnen, war bei meiner Berufswahl jedenfalls deutlich – und man hatte mir gesagt: „Wenn Sie das gründlich wollen, dann gehen Sie zu den Jesuiten, die haben die gründlichste Ausbildung." Ich habe mich dann während einer Radtour in Pullach beworben, habe ein halbes Jahr vor dem Abitur den Bescheid bekommen, ich sei als Kandidat akzeptiert, und bin unmittelbar nach dem Abitur zum Orden gegangen. Meine Laufbahn war insgesamt sehr geradlinig, sehr schnörkellos, was überhaupt nicht normal ist. Es war alles gut zugeschnitten auf das, was ich mir vorgestellt hatte. Das Grundlegende war für mich immer die erkenntniskritische Frage nach der Wahrheit; wie kann ich begründen, was richtig ist?.

!? Was bedeutet für Sie das Lehren? Worauf kommt es Ihnen dabei an?

Das Lehren macht mir Spaß, das Prüfen nicht. Der Versuch, den Leuten kritisches Denken beizubringen, halte ich für einen nützlichen Beitrag. Was die Lehrmethode betrifft bin ich eher auf dem traditionellen Gleis. Während der 68er-Zeit wurden die sogenannten „Frontalvorlesungen" attackiert. Es sollte alles eher kollegial geschehen. Ich habe nie etwas gegen Fragen, Einwände und auch – wenn es sein muss - Attacken gehabt, aber dennoch halte ich die traditionelle Form für das Empfehlenswerte. Ich habe sogar eine Verschärfung erlebt, als ich 1983 - 84 in der Georgetown-Universität in Washington Gastprofessor war. Dort sind die Fragen in der Vorlesung nicht erwünscht – und zwar von den Studenten her. Es herrscht dort eine ganz andere Einstellung, da die Studenten im

Gegensatz zu hier viel zahlen müssen. Die haben ein ganz anderes Verlangen nach Effizienz. Was dort auch zum Lehrangebot gehörte, waren die täglichen Sprechstunden. Das war die Gelegenheit für die Studenten, ihre Probleme vorzubringen. Es ist ein gänzlich anderes Lehrsystem. Die Zahl der Studierenden war auf 30 beschränkt in der Vorlesung. Falls sich mehr eingeschrieben hatten, musste man sie zweimal anbieten. Georgetown rechnete sich schon zu den Eliteuniversitäten, weshalb zum Lehrstil gehörte, die Zahl der Studierenden übersichtlich zu halten.

!? Haben sich Ihre Lehrmethoden im Laufe der Zeit gewandelt?

Nein, man eignet sich mit der Zeit sein Verfahren an, und das ist natürlich auch von Professor zu Professor unterschiedlich. Meine Seminare waren immer schon im Diskussionsstil, zum Teil auch zum Missbehagen von Studenten, denn auch die Referate sind immer eher Nebensache und das Diskutieren, das gemeinsame Erarbeiten eines Themas das Wichtigere.

!? Wie würden Sie sich selbst philosophisch verorten und welche Schwerpunkte haben Sie sich ganz allgemein gesetzt?

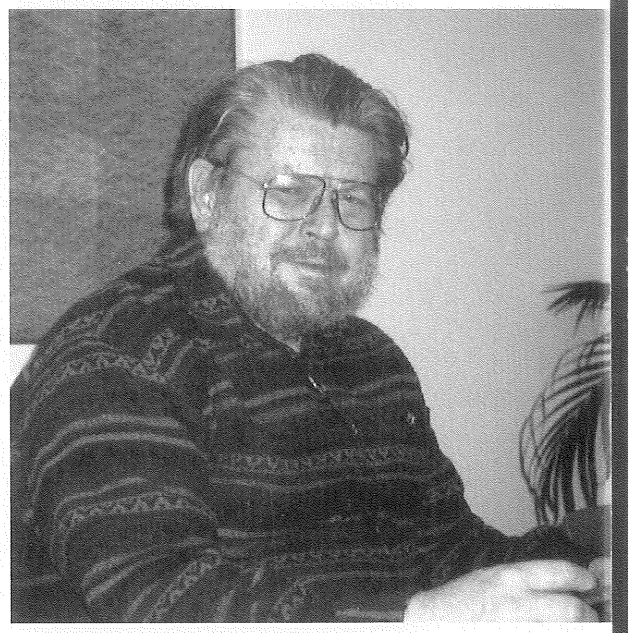
Mir behagt die Definition der Philosophie als Wissenschaft, für die alles in Frage kommt. Ich brauche zwar um fragen zu können schon einen Informationsrahmen, aber dann ist der Philosoph in der Tat angehalten, nichts einfach zu übernehmen, sondern kritisch zu prüfen. Es liegt vielleicht auch an meinem Charakter – ich bin zwar sonst recht gemütlich, aber im Grunde bin ich ein streitbarer Typ. D. h. mir liegen Auseinandersetzungen und nicht einfach das schlichte Hinnehmen von etwas. Das scheint mir eine Grundeinstellung in der Philosophie zu sein.

!? Sie bezeichnen sich als Sprachkritiker. Was macht den philosophischen Blick auf die Sprache besonders fruchtbar?

Mir ist sehr bald bei meiner Auseinandersetzung mit der Sprachphilosophie aufgefallen, wie sehr die Sprache uns prägt. Es ist falsch zu sagen, die Sprache sei ein Instrument, das man nehmen und wieder weglegen kann. Die Sprache ist mit uns verwachsen und bestimmt unser Denken. Deshalb ist es wichtig, die Sprache kritisch zu betrachten. Einer der wichtigsten Philosophen, die mich beeinflusst haben, ist dabei Wittgenstein mit seinem Hinweis, wie sehr Probleme daraus entstehen, dass die Sprache falsch angesetzt ist. Von daher stammt das Anliegen Begriffe zu klären und das Selbstverständnis zu hinterfragen, dass unsere Sprache die Welt wiedergibt, also das Messen der Wirklichkeit daran, wie wir von ihr reden. Das ist ein Grundirrweg. Die Sprache fasst nicht die Welt, sondern schiebt sie für sich zurecht. Es gibt keine Wiedergabe der Welt, wie sie ist. Wenn wir keine Sprache hätten, würden wir auch keine Sachverhalte kennen. Dies war immer eine wichtige Überlegung. Aufgabe des Sprachphilosophen ist also, sich die Begriffe anzuschauen und die weniger durchdachten genauer vorzunehmen. Und da ist eine Menge Arbeit immer noch zu leisten und wird auch immer neu zu leisten sein.

!? Kann man sagen, dass die Welt durch Sprache konstituiert ist?

Ja, das scheint mir unmissverständlich. Etliche Hilfen sind auch durch die neue Physik gekommen, weil diese massiv erfährt, dass die Sprache nichts taugt, kurz gesagt. Die gängigen Einteilungen in Korpuskel und Wellen und dergleichen stimmen halt nicht ganz. Hier muss ich eine mathematische Sprache konstruieren, um die Dinge gesetzmäßig einfangen zu können. In ähnlicher Weise hat das – wie in etlichen anderen Fällen – die Philosophie schon länger geahnt. Natürlich ist die Physik durch ihre Mathematisierung eine auf Exaktheit gedrillte Wissenschaft. Dies ist auch eine ganz gute Hilfe für die Einstellung der



Pater Keller im Berchmanskolleg

Sprache gegenüber. Es muss ein gemeinsames Geschäft sein, zu sehen, dass wir zwar nicht aus der Sprache aussteigen können, aber auch kein blindes Vertrauen zu haben, indem man sagt: ‚Wenn dies so gesagt wird, dann wird das schon treffend sein'. Da wird immer daran zu arbeiten sein.

!? Es wäre also ein Irrweg zu glauben, es gäbe diese Eins-zu-eins-Relationen...

Ja. Man hat immer gemeint, da draußen sei die Wirklichkeit, und wir fassen sie dann so auf, wie sie ist, unabhängig von der Existenz des Menschen und seiner Sprache. Und das ist eine Unmöglichkeit.

!? Sehen sie eine Tendenz der Verflachung, der Simplifizierung der Sprache?

Diese Probleme gab es im Grunde schon im Mittelalter. Man könnte fragen: Was ist die Gefahr des analytischen Verfahrens? Beim frühen Wittgenstein war Prämisse: Alles lässt sich klar sagen. Alles lässt sich in „sic et non" einteilen. Diese Haltung ist heute sehr verstärkt durch die Computerisierung, denn der Computer beruht auf Binarität. Die Bits besagen ja nur Ja oder Nein. Das ist nichts als ein Garant, die Wirklichkeit nicht zu treffen. Denn die Wirklichkeit besteht nicht aus Ja-Nein-Entscheidungen, sondern stets aus fließenden Übergängen. Die Mathematik hatte das Problem angegangen mit Differential und Integral. Deutlich wird, dass dies nur Näherungswerte sind. Man muss die Kurve, um sie algebraisch bewältigen zu können, auflösen in lauter kleine Eckchen. Die Kurve besteht aber nicht aus einer Treppe. An diesem Beispiel könnte man deutlich machen, wie die binäre Sprache es nicht schaffen kann, diese ständigen Übergänge und die fließende Art des Erlebens und der Wirklichkeit einzuholen. Es liegt also immer hinter dem Erlebten und Wahrgenommenen zurück, was wir davon fassen können, und gerade wenn wir es genau fassen wollen.

Wen ich in diesem Kontext gerne kritisiere ist Heidegger, der besetzte Begriffe wie „Gestell" oder „Lichtung" nimmt und diese nach eigener Manier umdeutet. Weg von der sozialen Sprache zu gehen, ist für den – was für mich gilt – an der Normalsprache orientierten Philosophen ein Greuel. Ich nenne dieses Umgehen mit der Sprache, bei dem von den anderen verlangt wird, sich der eigenen Sprache anzupassen, daher asozial.

!? Bedeutet dies nicht aber auch, gerade weil Begriffe wie etwa „Lichtung" verschiedene Deutungen besitzen, eine Chance, etwas aufscheinen zu lassen und eine Verbindung zwischen Theorie und Alltagssprache zu schaffen?

Gut, man könnte sagen, das ist eine Art Aufmerksamkeitsweckung, aber das würde vielleicht eher in Richtung Kunst gehören und nicht zur Wissenschaft. Die Sprache hat schon in der Wissenschaft die Aufgabe der Klarheit und Verständlichkeit zu erfüllen. Und verständlich bin ich nicht, wenn ich vom Sprachgebrauch abweiche. Abweichungen sind natürlich gerade in der Wissenschaft legitim: Ich kann nicht mit Umgangssprache Wissenschaft betreiben. Aber ich muss im Grunde jede Abweichung von der Normalsprache rechtfertigen. Die klare Sprache bleibt als utopisches Ziel bestehen. Der Philosoph wird nicht durch die Erfahrung widerlegt, anders als der empirische Wissenschaftler. Deshalb müsste er mehr noch als ein Physiker oder Chemiker auf die Sauberkeit seiner Sprache achten. Es handelt sich hier um eine Gefahr, auf die jeder Philosoph hinzuweisen ist.

!? Wie wird sich die vielzitierte Globalisierung Ihrer Ansicht nach auf die Sprache auswirken?

Das ist gewiss ein Problem. Ich habe kürzlich bei einer Podiumsdiskussion eines Dolmetscherkongresses mitgewirkt, bei dem unter anderem der Chef des Brüsseler Übersetzungsbüros dabei war. Die Sprachenfülle in Europa stellt ein kaum zu bewältigendes Erschwernis dar. Das vor allem auch finanzielle Effizienzkriterium wird sicher dazu beitragen, dass eine Universalsprache entsteht. Und alles spricht dafür, dass sich gerade im internationalen Verkehr das Englische durchsetzt. Was nicht geschehen dürfte, wäre, die Nationalsprachen untergehen zu lassen.

!? Das würde auf eine Art "Zwei-Schichten-Modell" hinauslaufen...

Ja. Das war ja in vielen ehemaligen Kolonialstaaten der Fall. Man hatte in Indien beispielsweise als Allgemeinsprache das Englische und dennoch blieben die regionalen Sprachen glücklicherweise erhalten.

!? Um das diskursive Element der Sprachlichkeit aufzugreifen: Kommt nicht dem Dialog – gerade in Hinblick auf die Normalsprache – ein besonderer Stellenwert zu ?

Man muss auch hier wieder sagen: Die Sprache ist nicht meine Erfindung, sondern Produkt der Gesellschaft. Wenn ich spreche, begebe ich mich in die Gesellschaft, und daher muss ich auch meine eigene Sprache an der des Anderen messen. Es gibt den alten, etwas elitären und auch falschen Spruch „sapientes non est disputare de nominibus" – Die Weisen streiten sich nicht über Wörter. Da ist etwas massiv missverstanden. Wir müssen uns über Wörter streiten. Der Wurm liegt meist in der nicht geklärten Sprache – die Leute reden aneinander vorbei, ohne es zu merken. Und zu entdecken, dass der Andere etwas nicht genauso versteht, lernt man nur im Dialog.

Eine in diesem Sinne sehr lehrreiche, allerdings auch zeitraubende Methode waren die scholastischen Disputationen, die wir in Pullach hatten. Die erste Grundregel bei der Diskussion eines Themas war, die These des Gegenübers zu wiederholen. In zwei Dritteln der Fälle musste der Erste sagen: ‚Halt! So habe ich das gar nicht gemeint.' Das war eine sehr schulende Sache. Es zeigte

sich: Eine der ersten Schwächen im Dialog ist die Unfähigkeit, genau zuzuhören.

!? Sie leiten in diesem Wintersemester ein Seminar zur Frage „Was heißt Kunst?". Wo sehen Sie inhaltliche Verbindungen von Kunst und Philosophie?

Die Philosophie hat ja, wie ich schon sagte, einen unbegrenzten Fragebereich, muss sich aber auf wesentliche Fragestellungen beschränken. Ich könnte natürlich auch eine Philosophie der Tierkrankheiten machen. Ihr zentraler Bereich ist allerdings die Frage „Was ist der Mensch?", in die der Kantische Fragekanon mündet. Von dort her lässt sich fragen, was nun für den Menschen wichtig ist. Ich kann nun behaupten, dass die Kunst eine wirklich wichtige Prägung für den Menschen darstellt. Wenn wir den Menschen fassen wollen, ist die Kunst nicht zu übersehen. Es ließen sich natürlich noch weitere Parallelen zeigen, z. B. dass auch der Künstler kritisch mit der Wirklichkeit umgeht und besondere Schichten herausarbeitet.

!? Welchen Stellenwert hat Ihrer Meinung nach heute die Kunst und welchen könnte (oder sollte) sie haben?

Eine Schwierigkeit, z. B. in der Musik, ist die Unterscheidung von ernster Musik und Unterhaltungsmusik bzw. in elitär und universal. Ein Problem ist, dass die Kunst immer mehr eine Elitärsache wird. Normalerweise läuft das Leben an der Kunst vorbei. Der Durchschnittsbürger kann mit Kunst nichts anfangen. Es gehen mehr Leute zu einem Fußballspiel als ins Museum.

Bis in die Renaissance hinein gab es ja den Kunstbegriff in diesem Sinne gar nicht. Das ist heute anders. Ohne hochnäsig zu sein kann man, wenn man sich die durchschnittliche Einrichtung eines bürgerlichen Zimmers ansieht, sagen: Selbst wenn man einen van Gogh zuhause hängen hat – es könnte genauso ein Kalenderblatt mit der Zugspitze sein. Eine Auseinandersetzung mit Kunst findet im Grunde nicht statt.

!? Kann man nicht auch eine parallele Kluft in der Philosophie sehen?

Ja, man kann allerdings sagen, dass es eine Art philosophische Grundeinstellung gibt, die von Kindheit bis zum beginnenden Erwachsenenalter besonders verbreitet ist: Das Fragen nach dem Sinn von allem. ‚Was soll das Ganze?', ‚Warum muss man sterben?' usw. Kinder im Warum-Frage-Alter haben im Grunde eine sehr philosophische Ader, weil sie nicht aufhören zu fragen. Eine sehr schöne, wenn auch nicht sehr präzise Erläuterung von Philosophieren – nicht von Philosophie – stammt von C. F. von Weizsäcker: „Philosophieren heißt Weiterfragen".

!? Was gibt es noch für Themenschwerpunkte, an denen Sie arbeiten?

Meine letzte größere Arbeit, die nun leider auch schon wieder sieben Jahre zurückliegt, war die „Philosophie der Freiheit". Das ist für mich ein sehr wichtiges Thema. Hier würde ich betonen, dass Vernunft und Entscheidungsfähigkeit zusammenhängen. Wir sprechen von Urteilsfähigkeit, und urteilen besagt, ich gebe meine Zustimmung zu etwas. In diesem Sinne gibt es keine Wahrheit ohne Freiheit. Fast korrektiv zu dem klassischen Menschenbild, bei dem die Vernunft in den Vordergrund gerückt wurde, wäre zu sagen: der Mensch ist das freiheitsfähige Wesen.

!? Der Bezug der Philosophie zur Lebenspraxis scheint seit der Antike mehr und mehr aus dem Blick geraten zu sein. Muss die Philosophie wieder praktischer werden?

Sie müsste sich zumindest darauf besinnen, dass es auch eine vorwissenschaftliche Philosophie gibt. Im Prinzip hat jeder Mensch einen Lebensentwurf. Er denkt vielleicht nicht darüber nach. Aber dieser Lebensentwurf ist im Grunde so etwas wie Philosophie. Man könnte hier zurückfragen: Was für eine Philosophie hast Du? Hast Du Dir je Rechenschaft gegeben über Deinen Lebensentwurf? Das wären vorakademische Fragestellungen. Es ist die Gefahr des Denkkraft absorbierenden universitären Betriebs, dass man dies aus dem Blick verliert.

!? Würde es Sinn machen, am Gymnasium einen fest in den Lehrplan aufgenommenen Philosophieunterricht besuchen zu können?

Einen der besten Anhaltspunkte dazu liefert die Kantische Überlegung, dass Philosophie nicht gelehrt werden könne. Jedenfalls nicht so wie in anderen Bereichen. Es wäre dabei wichtig, nicht eine spezielle philosophische Sicht vermittelt zu bekommen, denn Philosophie lehren heißt Denken lehren. Und das wäre eine sehr wünschenswerte Sache – weit über einzelne Fächer hinaus Basisfragen stellen zu lernen.

!? Können Sie uns Studierenden abschließend noch einen Rat mit auf den Weg geben?

Ich würde empfehlen, das Lernen in Philosophiegeschichte beispielsweise nicht zu vernachlässigen, aber zu sehen, was ich gerade gesagt habe: Wichtiger als Wissen anzuhäufen, ist Denken zu lernen. *af*

Quelle: nicht wirklich?! Nr. 1 (WS 2001/02), 26-29, af = Alexander Förster